



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Alfred Nordmann

Die wunderbarste Wünschelrute –
wo Lichtenberg einen Spaß macht,
liegt Goethes Problem verborgen

Wir stellen uns gerne vor, dass sich die von uns bewunderten Größen der Literatur und Wissenschaft auch gegenseitig schätzten. Als Kompliment wird darum in der Regel Goethes Bemerkung aufgefasst, dass wir uns Lichtenbergs Schriften als der wunderbarsten Wünschelrute bedienen können: „Wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen“ (Aus Makariens Archiv, H 713).¹ Kenner und Liebhaber Lichtenbergs erkennen an dieser Bemerkung, dass Goethe Lichtenberg zu würdigen wusste.

Was genau meint aber diese Würdigung Goethes? Erst einmal bedeutet sie natürlich, dass wir Goethe in der Sache Recht geben – er schätzt Lichtenberg richtig ein. Steht somit der Wahrheitsgehalt von Goethes Bemerkung außer Frage, bleibt doch ungewiss, ob sich darin beispielsweise Bewunderung ausdrückt oder eine von Goethe womöglich empfundene Nähe, gar geistige Verwandtschaft mit Lichtenberg. Genau in dieser Hinsicht möchte ich heute meinen Zweifel anmelden und vorschlagen, dass Goethes Bemerkung ganz präzise seine Differenz zu Lichtenberg beschreibt und den sie unüberbrückbar trennenden Abstand markiert. Von geistiger Nähe keine Spur und gerade darum äußert sich hier skeptische Distanz anstelle von Bewunderung.

Nicht gemeint ist also die bloß zeitliche Distanz, dass die Wünschelruten-Bemerkung nämlich erst im Jahre 1829, dreißig Jahre nach Lichtenbergs Tod und in Goethes hohem Alter erschienen ist. Ebenfalls nicht gemeint sind die Schwierigkeiten ihrer Beziehung zu Lichtenbergs Lebzeiten, eine Beziehung, die einerseits aus Goethes Buhlen um den Zuspruch des trefflichen und vor allem hoch angesehenen Naturforschers bestand,² andererseits aus Lichtenbergs verächtlichem Spott über den Verfasser der „Leiden des jungen Werthers“ aus seinem geradezu demonstrativen Schweigen über Goethes Farbenlehre.³ Meine Rede von Distanz und Distanzierung zielt eher hierauf: Goethe gesteht sich in der Wünschelruten-Bemerkung ein, dass Lichtenberg die Wissenschaft heiter, spaßig oder witzig betreibt, während seine eigenen Aphorismen eher didaktisch oder polemisch sind. Und während Lichtenbergs Methode des Schreibens die Leser verführt, gewisse dem ersten Augenschein verborgene Probleme zu entdecken, offenbaren Goethes Formulierungen sorgsam kultivierte Einsichten. Und obwohl es sich nicht gerade um ein wissenschaftliches Instrument handelt, ist die Wünschelrute doch ein Werkzeug, das unseren Sinnesapparat materiell ausweitet: Im materiellen Medium der

Sprache experimentiert Lichtenberg mit Ideen.⁴ Dagegen sollte Goethes verfeinerte Sensibilität ihn für die Wahrnehmung der Phänomene durchlässig machen, wodurch er selbst zu einem subtilen Instrument wird, das nicht mehr der willfährigen Verzerrung des Experiments oder der figürlichen Sprache unterliegt.⁵

Als erstes konkretes Indiz für derartige in der Bemerkung enthaltene Distanzierungen mag die Figur des Spaßmachers gelten. Wer Späße macht, ist ein Komiker, Narr, vielleicht eine lustige Person und damit in der Terminologie des 18. Jahrhunderts etwas ganz anderes als etwa ein witziger Kopf. Lichtenberg galt vielen als Inbegriff des witzigen Kopfs, doch Witz ist es nicht, was Goethe ihm zuschreibt. Zwar nennt er ihn einen „heiteren Naturforscher“, der einen „heiteren Einfall“ hat,⁶ aber wir können uns seiner Schriften als wunderbarer Wüschelrute bedienen, weil „wo er einen Spaß macht liegt ein Problem verborgen“. Und genauso, wie wir uns fragen können, ob der Spaßmacher nicht im allergrößten Gegensatz steht zu Goethes höheren, durchgeistigten Wesen in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, sollten wir auch fragen, ob Goethe die Entdeckung verborgener Probleme für eine an sich schon gute Sache hält.⁷

Diese ersten Indizien oder Verdachtsmomente vermögen natürlich noch nicht zu überzeugen. In der verbleibenden Zeit will ich daher in fünf Schritten rekonstruieren, wie Goethe im Verlauf der Bemerkungen „Aus Makariens Archiv“ auf einen Witz Lichtenbergs stößt, warum ihm dieser Witz zum Problem wird und weswegen er die Wüschelrutenbemerkung aus dem Mund eines fiktiven Gegenspielers zitiert, da sie ihm sonst womöglich als Stoßseufzer entfahren wäre.

Vorab jedoch ein Kommentar zur Methode. Ich rekonstruiere jetzt eine planmäßige Abfolge von Bemerkungen, die vielleicht ganz planlos versammelt wurden.⁸ Gerade für den Leser von Lichtenbergs Sudelbüchern steht ja jede Bemerkung erst einmal für sich, bezieht gerade aus der Abwesenheit eines diskursiven, gar argumentativen Zusammenhangs ihre aphoristische Kraft. Nun stellt sich meines Erachtens schon im Falle Lichtenbergs die Frage, ob das Nummerierungssystem nicht gelegentlich vereinzelt, was eng zusammengehört, und ob wir nicht auch bei Lichtenberg mehr auf die unmittelbar fortschreitende Entwicklung von Gedanken achten sollten. Im Fall Goethes jedoch wissen wir immerhin, dass er bzw. Eckermann die Bemerkungen „Aus Makariens Archiv“ zusammengestellt und der „Ausgabe letzter Hand“ von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ beigelegt hat. Eine gewisse Auswahl und Anordnung fand hier also statt, wie planvoll Eckermann und Goethe dabei vorgingen, bleibt natürlich ungewiss. Ich schließe diese methodologische Abschweifung somit nur mit dem Hinweis, dass es für meine Schlussfolgerung nicht wesentlich ist, ob die spekulative Rekonstruktion einer Abfolge gerechtfertigt ist – die an jedem einzelnen Punkt behaupteten Differenzen zwischen Lichtenberg und Goethe bleiben davon unberührt.

Der *erste Schritt* auf die Wüschelruten-Bemerkung setzt ganz früh an, bei Goethes Anleitung in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ zur Lektüre der Bemerkungen „Aus Makariens Archiv“.⁹

Während seiner „Wanderjahre“ trifft Goethes Alter Ego Wilhelm Meister auf Makarie, eine mit außerordentlichen Kräften begabte Frau, eine heilige oder „höchste Gestalt“, die in einer Art Kloster herrscht (Goethe 1989b, 729; III/14).¹⁰ Der einzige Mann in dieser Domäne der Frauen ist ein Mathematiker und Astronom, der den äußerst merkwürdigen Tatbestand wissenschaftlich beglaubigt, dass nämlich die äußeren Verhältnisse des Sonnensystems Makaries innerer Natur eingeboren sind, „dass sie nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern dass sie sich vielmehr geistig als ein integrierender Teil darin bewege“ (Goethe 1989b, 390 f.; I/10). Sie antizipierte die Entdeckung der Asteroiden zwischen Jupiter und Mars und „sieht“ Jupiter von einem Standpunkt aus, der nicht erdbezogen ist, sondern in einer die Einbildungskraft übersteigenden Bahn dem Saturn entgegenstrebt (Goethe 1989b, 736 f.; III/15).¹¹ Als Mathematiker und Philosoph muss Makaries astronomischer Freund ein heller Geist sein „und also ungläubig“ (390 und 736; I/10 and III/15). Darum kann er sich Makaries Gabe nur erklären, indem er sie als eine Art Uhr auffasst, also als „geistiges Räderwerk“, das, „wie ja die Uhren uns täglich und stündlich leisten, dem Gang der Gestirne von selbst auf eigne Weise zu folgen im Stande wäre“ (Goethe 1989b, 736; III/15).¹²

Bald nach seiner Ankunft entdeckt Wilhelm Meister, dass Angela, eine Gefährtin Makaries und des Astronomen, eine Art Archiv unterhält. Makarie hatte es ihr zur Pflicht gemacht, „einzelne, gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen“. Beim Lesen einzelner Blätter aus diesem Archiv springen „denn wieder auf eine merkwürdige Weise tausend Einzelheiten [hervor], eben als wenn eine Masse Quecksilber fällt und sich nach allen Seiten hin in die vielfachsten unzähligen Kügelchen zerteilt“: „Resultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als paradox erscheinen, uns aber nötigen, vermittelt eines umgekehrten Findens und Erfindens rückwärts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf, wo möglich, zu vergegenwärtigen“ (Goethe 1989b, 387-389; I/10).

Goethe weist den Leser von „Makariens Archiv“ somit an, die Abfolge der Bemerkungen auf eine bestimmte Weise zu lesen.¹³ Er verspricht, dass sie nicht mehr paradox erscheinen werden, wenn wir einen Abstand zu ihnen finden, von dem aus der vereinzelt Gedanke uns nicht mehr überwältigen, ergreifen oder ablenken kann. Der angemessene Abstand erlaubt uns dagegen, von unten zu sehen, wie all jene Samenkörner aus einer Pflanze hervorgesprungen sind und wie jedes der Kügelchen einst in einer einzigen Masse Quecksilber zusammenhing. Wir müssen zu der höchsten Gestalt heraufschauen, die den Anlass zu diesen Gedanken bot, also zu ihrem Autor. Zu der Abfolge der Bemerkungen sollen wir somit eben die Einstellung einnehmen, die uns Goethes Morphologie für die Abfolge der Phänomene empfiehlt. Die folgende Beschreibung der morphologischen Methode findet sich zwar in Überlegungen aus dem Jahr 1793 zum Versuch als Mittler und Vermittler von Subjekt und Objekt, sie passt aber ganz genau auch auf die Folge der Bemerkungen in „Makariens Archiv“:

„Ich habe [...] eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander gränzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle ganz genau kennt und übersieht, gleichsam nur Einen Versuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen. Eine solche Erfahrung, die aus mehreren anderen besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. [...] diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt seyn, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sey“.¹⁴

Wie in der „höchsten Gestalt“ Makariens entsteht in dieser Erfahrung „höherer Art“ eine Korrespondenz zwischen innerer und äußerer Natur: Das Finden und Erfinden führt uns auf das Phänomen oder den Gedanken, der die nahtlose Abfolge der Einzelheiten vereint, indem er ihnen einen regelhaften inneren Zusammenhalt verleiht. Dieses Wechselspiel von der im Inneren des Einzelnen schon vorfindbaren, aber erst aus dem Zusammenhang der Reihe erfindbaren Regel ist in dieser einzelnen Bemerkung aus „Makariens Archiv“ angelegt: „Alles ist gleich, alles ungleich, alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerspricht sich öfters“ (H 623). Eine Reihe paradoxer Formulierungen löst sich hier in der Aneinanderreihung auf. Das Paradoxe oder Widersprüchliche wird gerade an der falschen Fixierung auf das Einzelne festgestellt. Wenn diese Widersprüche jedoch in den Fluss einer Reihe oder Abfolge geraten, bewegen wir uns in den Zwischenraum von gleich und ungleich, sprechend und stumm usw. Und so ist eben auch dieses Wechselspiel, dieser Zwischenraum zwar schon in der eben zitierten einzelnen Bemerkung angelegt, erscheinen kann er aber erst im größeren Zusammenhang von „Makariens Archiv“. „Dass dem Menschen selten gegeben ist“, bemerkt Goethe, „in dem einzelnen Falle das Gesetz zu erkennen. Und doch, wenn er es nur in Tausenden erkennt, muss er es ja wieder in jedem Einzelnen finden“ (H 1138). Und so steht die Auflistung des Paradoxen gleich und ungleich, nützlich und schädlich, vernünftig und unvernünftig in einer Reihe von hippokratischen Sätzen, von denen der erste erklärt, wir müssen das Wahre aus seinen Manifestationen erraten (H 619), und der letzte von den passenden und unpassenden Setzungen der Menschen und Götter spricht: „Was aber die Götter setzen“, also in die Abfolge der Phänomene reihen, „das ist immer am Platz, recht oder unrecht“ (H 625).¹⁵

Wenn wir die Dinge also einmal richtig sehen – jedes an seinem Platz in der nahtlosen Folge – dann wird sich nicht mehr widersprechen, was wir an ihren Manifestationen erraten, denn die Bahn ihres Ablaufs führt auf das Wahre hin. Was an der vereinzelt Bemerkung dem einzelnen Ding oder Gedanken störend

und widersprüchlich erscheint, das löst sich in der Serie auf, wo alles seinen wahrheitsgemäßen Platz hat.¹⁶

Im Gegensatz zu all dem versetzt gerade jeder einzelne Aphorismus Lichtenbergs seine Leser in je eigene Denkbewegungen, die uns oft genug auf das Paradox zu und nicht aus ihm heraus führen. Darum bezieht sich J. P. Stern auf Lichtenbergs „Doktrin der verstreuten Anlässe“, also auf eine Methode, die Gelegenheiten zur geistigen Auseinandersetzung schafft. Ich möchte das kurz vorführen an der berühmten Bemerkung, die mit ihrem „es denkt“ unserer Tagung als Motto dient: „*Es denkt*, sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*. Zu sagen *cogito*, ist schon zu viel, so bald man es durch *Ich denke* übersetzt. Das *Ich* anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis“ (K 76).¹⁷ Die Bemerkung stiftet eine Denkbewegung an, die zunächst von dem verstörenden „es denkt“ auf das merkwürdige grammatikalische Subjekt auch von „es blitzt“ führt. Doch kaum hat sich die Frage gestellt, wie sich wohl die Übersetzung des „cogito“ als „es denkt“ auf die Fortsetzung „ergo sum“, „das bin ich“, auswirken mag, da hat sich unser privilegiertes, wesentliches „Ich“ bereits als bloß praktisches Bedürfnis entlarvt. Am Schluss angekommen, sind wir aber bereits gewahr, dass wir nicht etwa eine Schlussfolgerung gezogen haben. Die Denkbewegung hat uns nicht von Prämissen auf ihre logische Konsequenz geführt, vielmehr überfällt uns die Suggestivkraft von Lichtenbergs Unterminierung des sonst so selbstverständlichen „Ich“. Und so ist es auch schon wieder egal, ob wir einem überzeugenden Argument oder einem frechen Einfall gegenüberstehen, wir sind nun einmal mit der verstörenden Möglichkeit konfrontiert, dass das uns so liebe „Ich“ nicht mehr als philosophisches Vorurteil, Missverständnis oder Wunschdenken ist. Das Aufblitzen dieser Möglichkeit überwältigt jeden Einwand, den wir gegen Lichtenbergs Ausgangspunkt vorbringen könnten. Natürlich ist „ich denke“ die einzige korrekte Übersetzung des lateinischen „cogito“, könnte es heißen, und schon Descartes habe das Problem ja bedacht und ist mit seinem „Ich“ auch erst einmal nur bei einem denkenden Ding angelangt. Aber selbst wenn Lichtenberg das kartesische „cogito ergo sum“ unterschätzt haben sollte, diese Feststellung kann den einmal erfolgten Angriff auf das Subjekt nicht rückgängig machen. Hat sich die experimentelle Denkbewegung vom „es bleibt“ zum „es denkt“ erst einmal ausgespielt, bleibt eine unwiderrufliche, unauflöslche Verstörung zurück.

Während also Lichtenbergs Aphorismen unseren Gedankenfluss hinterhältig unterbrechen und uns oft genug mit einer Frage entlassen, fordert Goethe seine Leser auf, sich in die Reihe seiner Bemerkungen zu stellen und die in ihr angelegte höhere Wahrheit zu finden und erfinden. Diesem Unterschied in der Methode des Schreibens und der Erfahrung des Lesens entspricht eine grundlegend unterschiedliche Auffassung von Wahrheit und Wissenschaft. Diesen Unterschied verdeutlichen Goethe in der Sammlung aus „Makariens Archiv“ und der Platz, den die Bemerkungen über Lichtenberg darin einnehmen.

Drei Bemerkungen sind es insgesamt und sie erscheinen ungefähr zur Hälfte der insgesamt 182 Einträge, die die zweite, 1829 stark revidierte Ausgabe „letzter

Hand“ von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ beschließen. Um sie an ihrem Platz würdigen zu können, schlage ich vor, dass wir uns *im zweiten Schritt* zwei Reflektionen zu Wahrheit und Wissenschaft zuwenden und von dort aus auf sie zuarbeiten. Hier also der 85. und 86. Eintrag in „Makariens Archiv“:

Jeder Forscher muss sich durchaus ansehen als einer, der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten, inwiefern der Vortrag vollständig sei und durch klare Belege auseinander gesetzt. Er fasst hiernach seine Überzeugung zusammen und gibt seine Stimme, es sei nun, dass seine Meinung mit der des Referenten übereintreffe, oder nicht. „Dabei bleibt er ebenso beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet; denn er hat das seinige getan, er hat seine Überzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüter“ (H 701, 702). Goethe spitzt diesen Gedanken ein paar Zeilen später noch zu: „weil sehr wenige Menschen eigentlich selbständig sind [...] [kann] derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, [...] immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe“ (H 703, 704).

Auch Lichtenberg bedient sich des Bildes vom einzelnen Forscher, der in der Jury oder im Rat der Menschheit seine Stimme abgibt, sei es auch nur um „wenigstens den *Protest* aufzuzeichnen“ (J 1331. 1691). Dabei setzt er voraus, dass die Beratungen so lange noch nicht abgeschlossen sind, als es ernsthafte Einwände zu bedenken gibt. Aus eben diesem Grund besteht die Wissenschaft nicht aus einem Kampf zwischen der gedankenlosen Majorität und den wenigen, die mit höherem Sinne ausgebildet sind. Statt somit die Wahrung der Wahrheit einer erwählten Minorität anzuempfehlen, vertraut Lichtenberg darauf, dass alle Meinung, also auch das Vorurteil, an den öffentlichen Diskussionen mitwirkt und dadurch auf jene Übereinstimmung abzielt, die allein die Wahrheit verbürgen kann (A 136): „Denn so lange ich noch von der Wahrheit entfernt bin und von gewissen nicht alles noch erschöpfenden Sätzen ausgehe sind mehrere Auflösungen möglich, und eben diese Möglichkeit ist ein direkter Beweis, daß wir noch von der *Wahrheit* entfernt sind. So lange man diese noch nicht erreicht hat, muß man alles Mögliche mit erkennen“ (L 861).¹⁸

Laut Lichtenberg kann sich Wahrheit gar nicht artikulieren und durchsetzen, wenn der Rat der Menschheit ihr nicht ein Forum bietet, in dem sie sich beweisen kann, in dem sie unter dem Druck beharrlichen Zweifels schließlich doch die allgemeine Übereinstimmung auf sich zieht. Dem Ratschlag der Wissenschaft zufolge kann sich die Wahrheit also nicht einfach zeitweilig auf irgendeine Privatmeinung zurückziehen und in der Abgeschiedenheit eines hohen Geistes Zuflucht finden. Und so widerspricht Lichtenbergs Vorstellung von Wahrheit und Wissenschaft einer Passage in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, die vermutlich ihren Autor, den einsamen Kritiker der Newtonschen Optik, trösten konnte: „Gewinnt aber auch in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwährend wirken, und eine Zeit wird kommen [...] wo diese [seine Über-

zeugungen] sich [...] auch wieder hervorwagen dürfen“.¹⁹ Als dagegen Lichtenberg befürchtete, in der Chemie habe eine falsche Ansicht die Oberhand gewonnen und den Rückhalt der Majorität gefunden, empfahl und verfolgte er eine ganz andere Strategie. Wohin alle gehen, meinte er, dorthin müsse man mitgehen: „Hat man etwas gegen den Weg einzuwenden, den die Menge eingeschlagen hat, so wird man sicherlich besser verstanden, wenn man sich etwas zur Gesellschaft hält, als wenn man hinten stehenbleibt und bloß nachruft“ (Lichtenberg 1794, xxii).

Nun hat Goethe natürlich gute Gründe, die Wahrheit keiner „modischen Übereinstimmung“ überantworten zu wollen: „denn eine Meinung, von energischen Männern ausgehend, verbreitet sich contagiös über die Menge und dann heißt sie herrschend [...] aber in den Wissenschaften ist die absoluteste Freiheit nötig“,²⁰ und diese Freiheit unter anderem auch deshalb, weil die Untersuchung der Wahrheit einer verfeinerten Sensibilität bedarf, die sich leise und tastend bewegt und sich nur langsam Gehör zu schaffen vermag. Es ist ja gerade jemand wie Makarie, der Goethe die Wahrheit anvertrauen will: „Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, dass sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt“ (H 708). *Im dritten Schritt* unserer Annäherung an die Wünschelruten-Bemerkung stoßen wir also auf Instrumente und den reinen, verfeinerten Menschensinn und so fahren auch Goethes Bemerkungen fort. Nachdem er feststellt, dass die Majorität gegen sich habe, wer in höherem Sinne ausgebildet ist, wendet er sich der Frage zu, wie Natur und Mensch beschaffen sein müssen, so dass sich dem höheren Sinne die Wahrheit erschließt. „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann; und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, dass man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will“ (H 706).

Goethe hat diese Überzeugung wiederholt ausgedrückt. Sie setzt Wilhelm Meister von Makaries Freund, dem Astronomen und Vertreter der neuen Physik, ab.²¹ In den folgenden Bemerkungen „Aus Makariens Archiv“ wird sie weiterentwickelt. Sie spielt eine große methodologische Rolle in Goethes Farbentheorie und Morphologie, sie führt zu knappen Erklärungen wie dieser hier: „Mikroskope und Fernrohre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn“ (H 502). Angesichts Goethes eigener Vorgehensweise sollten wir derartige Erklärungen nicht so verstehen, als lehne er jeden Gebrauch wissenschaftlicher Instrumente rundherum ab.²² Stattdessen formulieren sie eine Vorbedingung für den Gebrauch solcher Instrumente, nämlich das besondere Vermögen, diesen Gebrauch mit dem reinen Menschensinn zu harmonisieren.

In „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ erscheint dieser „reine Menschensinn“ als eine „sittlich-sinnliche“ Kategorie.²³ Wilhelm begegnet dem Nachthimmel zunächst ohne Vermittlung durch ein Instrument, sondern ganz existenziell als einem überwältigenden Ganzen: „Das Ungeheuere hört auf, erhaben zu sein, es über-

reicht unsere Fassungskraft, es droht uns zu vernichten. Was bin ich gegen das All?“ Um sich gegen diese drohende Vernichtung, gegen das Unendliche zu stellen, muss Wilhelm Meister „alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammel[n]“. ²⁴ Als ihm nun der Astronom ein „vollkommenes Fernrohr“ anbietet, da weicht seine anfängliche Faszination an den Monden des Jupiter der Beschwerde, dass das Teleskop in doppelter Hinsicht den reinen Menschensinn verwirrt, nämlich die sinnliche Wahrnehmung entstellt und die sittliche Anstrengung kompromittiert. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll“, sagt Wilhelm Meister dem Astronomen,

„daß Sie mir dieses Gestirn so über alles Maß näher gerückt. Als ich es vorhin sah, stand es im Verhältnis zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir selbst; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnismäßig hervor [...] ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, dass diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist: denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt; es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, inneres Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr, als ich sehen sollte, die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern [...]“. ²⁵

Lichtenberg geht es wiederum keineswegs um die Harmonisierung des Inneren und Äußeren, wie es sich in Makaries höherer Kultur mystisch vollendet. Viele seiner Bemerkungen, einschließlich seines Gedankenexperiments über das „es denkt“, zersetzen und unterlaufen derart intendierte Harmonien. Sittlichkeit besteht nicht darin, sich im rechten Verhältnis zum unermesslichen Himmel zu sehen oder seinen Platz in der Welt zu kennen, ²⁶ sondern eher schon in dem heute morgen von Ulrich Joost bereits thematisierten, immer unabgeschlossenen Versuch, ein Selbst gegen die widerstreitenden Ansprüche von Kopf, Herz und Testikeln zu behaupten. Und während Lichtenberg Goethe zustimmt, dass Instrumente unseren Zugang zur Wirklichkeit beziehungsweise unseren Wahrnehmungsapparat nicht einfach erweitern und verbessern, unterscheidet er sich von ihm, indem er an Mikroskopen und Teleskopen gerade zu schätzen weiß, dass sie Verzerrungen einführen und den gewöhnlichen Menschensinn produktiv verwirren, indem sie prägnante Akzentuierungen schaffen: „Das Mikroskop“, heißt es ganz ausdrücklich in C 303, „dient nur uns noch mehr zu verwirren“. ²⁷ Die uns bekannten Ausgaben der Sudelbücher erkennen dies als Programm, indem sie die folgende Bemerkung an den Anfang stellen: ²⁸ „Der große Kunstgriff kleine Abweichungen von der Wahrheit für die Wahrheit selbst zu halten, worauf die ganze Differential-Rechnung gebaut ist, ist auch zugleich der Grund unsrer witzigen Gedanken, wo oft das Ganze hinfallen würde, wenn wir die Abweichungen in einer philosophi-

schen Strenge nehmen würden“ (A 1). Dementsprechend rückt Lichtenberg seine im Medium der Schrift durchgeführten Gedankenexperimente in die Nähe von empirischen Experimenten, die auf instrumentellen Interventionen beruhen. Zum Beispiel: „Wenn Scharfsinn ein Vergrößerungs-Glas ist, so ist der Witz ein Verkleinerungs-Glas. Glaubt ihr denn daß sich bloß Entdeckungen mit Vergrößerungs-Gläsern machen ließen? [...] Die Welt, die so schön mit Bäumen und Kräutern bewachsen ist, hält ein höheres Wesen als wir vielleicht eben deswegen für verschimmelt. Der schönste gestirnte Himmel sieht uns durch ein umgekehrtes Fern-Rohr leer aus“ (D 469). Auch diesen programmatischen Unterschied hat Goethe genau erkannt. Während er widersprüchliche Besonderheiten in die Kontinuität der Serie auflösen und den Gebrauch von Instrumenten mit dem reinen Menschensinn harmonisieren will, kultiviert Lichtenberg Widersprüche und Verzerrungen. Im Gespräch mit Riemeier im März 1806 bemerkt Goethe daher: „Lichtenbergs Wohlgefallen an Caricaturen rührt von seiner unglücklichen körperlichen Constitution mit her, daß es ihn erfreut, etwas noch unter sich zu erblicken. – Wie er sich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und Einwirkung der Kunst? Er war keine konstruktive Natur wie Äsop und Sokrates, nur auf Entdeckung des Mangelhaften gestellt“.²⁹ Lichtenberg würde dem weitgehend zugestimmt haben, nur hätte er den Beitrag seiner unglücklichen körperlichen Konstitution anders bewertet: „Sobald einer ein Gebrechen hat, so hat er seine eigne Meinung“ (G 86). Und so galt auch für Lichtenberg der eigene Körper als der „größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann“ – ein Apparat jedoch für experimentelle Interventionen, die Verzerrungen, Verstärkungen, Unterbrechungen produzieren. Lichtenbergs Körperapparat mag die Welt genauer registrieren als selbst die besten physikalischen Messinstrumente, dies ist aber nur ein gradueller und nicht etwa ein kategorischer Unterschied, wie Goethe ihn im übernächsten Eintrag von „Makariens Archiv“ bestimmt: „Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind denn die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muss, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können“ (H 708). Die mechanische Teilung der Saite ist nichts im Gegensatz zum Ohr des Musikers, wie auch die vom Menschen gebändigten elementaren Erscheinungen der Natur nichts sind im Gegensatz zum Menschen selbst, „der die zartesten Bezüge der sämtlichen elementaren Erscheinungen in sich aufzunehmen, zu regeln, zu modifizieren weiß“.³⁰ Diese durchaus komplizierte Bemerkung, die Mensch und Natur einerseits als Gegensatz und andererseits als Einheit behandelt, spielt auf Kantsche Themen an, insbesondere auf Goethes Missverständnis von Kant und Lichtenbergs aufklärerische Nähe zu Kants Kritizismus. Der *vierte Schritt* auf dem Weg zur Wünschelruten-Bemerkung führt zu dieser philosophischen Differenz über den Erkenntniswert der Bilder, mit deren Hilfe wir die Natur erst bändigen, modifizieren und assimilieren, um uns sodann mit einer entfremdeten, um ihre zarten Bezüge beraubten Natur konfrontiert zu finden.

In seinem kurzen Aufsatz über die „Anschauende Urteilskraft“ zitiert Goethe den 77. Abschnitt von Kants „Kritik der Urteilskraft“, der dritten Kritik also, die sich der Ästhetik widmet und der Idee der Zweckmäßigkeit einer womöglich für uns geschaffenen Natur.

„Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige discursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetischen Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei ist gar nicht nöthig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sey, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres discursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, [und] diese [somit] auch keinen Widerspruch enthalte.“

Diese Passage ist deshalb schwer zu verstehen, weil sie Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und die von ihr eng gesetzten Grenzen der Erkenntnis bereits voraussetzt. Unser Verstand ist demzufolge der Bilder bedürftig, er kann nicht unvermittelt oder intuitiv das Ganze als solches wahrnehmen, sondern muss diskursiv das Besondere allgemeinen Begriffen zuordnen. Da wir uns aber dieser keineswegs notwendigen, nur eben tatsächlich gegebenen Begrenztheit unseres Verstands bewusst sind, können wir uns auch widerspruchsfrei einen ganz anderen Verstand vorstellen, der all das vermag, wozu wir nicht fähig sind. Goethe meint ganz richtig, dass Kant „hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten“ scheint, fährt dann aber fort, indem er Kants kritische Trennung zwischen dem, was wir erkennen können, und dem, worauf wir im sittlichen Handeln vertrauen müssen, schlicht ignoriert:

„Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen: so dürft' es wohl im Intellectuellen derselbe Fall sein, daß wir uns, durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur, zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar glücklich, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nun nichts weiter verhindern das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen“.³¹

Goethe stellt sich hier wiederum eine höchste Gestalt vor, die wie Makarie der unmittelbaren geistigen Teilnahme an den Produktionen der Natur fähig ist, einen Geist also, der die Natur nicht diskursiv, sondern intuitiv und ohne Bilder schaut. Dies kontrastiert wiederum der gewöhnlichen, mit Theorien und Hypothesen arbeitenden Naturforschung: „Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt“ (H 428; vgl. H 157).³² Die sprach- und bildlos intuitive Schau der Phänomene kann nun so gewaltig sein

wie der von Wilhelm Meister unvermittelt erfahrene Nachthimmel: „Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst: wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt erfreuen sie uns. Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen“ (H 433 und 434).

Für Kant jedoch, den Alten aus Königsberg, stellt diese ästhetische Erfahrung der Natur kein Wissen, schon gar keine Erklärung dar. Ganz im Gegenteil bezieht sie ihre Bedeutsamkeit gerade daraus, dass hier der Mensch aus dem Bezirk der Erkenntnis heraustritt und etwas zu antizipieren sucht, dessen er sich niemals versichern kann. Und für Lichtenberg ist es ein Charakteristikum all unserer Erkenntnisbemühungen, dass es um Vorstellungsbilder geht. Gerade dass Wissenschaft diskursiv ist, also im Medium der Sprache, der Theorien und Hypothesen stattfindet, verhindert die bloße Überwältigung eines von Eindrücken überwältigten Verstands, bietet Ressourcen zur Erfindung alternativer Vorstellungsbilder und eröffnet ein kritisches Forum, in dem sich die zunächst immer nur hypothetisch formulierte Wahrheit bewähren kann.

Auch diese Differenz zwischen Goethe und Lichtenberg war schon viele Jahre vor der Wünschelruten-Bemerkung zum Tragen gekommen. Im didaktischen und historischen Teil der Farbenlehre bezieht sich Goethe je einmal auf Lichtenbergs Autorität, kritisiert jedoch Lichtenbergs Bereitschaft, in seiner „Vorrede zu Delaval“ der „latenten Wärme“ so etwas wie „latentes Licht“ hypothetisch beizugesellen.³³ Lichtenberg hatte diesen Einwand antizipiert, indem er nämlich bemerkt: „Aber dieses sind nur Bilder, wird man sagen. Recht gut; wenn es nur schickliche sind. Was sind denn alle unsre Hypothesen anders?“³⁴ Anstatt eine intuitiv anschauliche Wahrheit ergebnisvoll zu erwarten, setzt Lichtenberg also auf das die Wahrheitssuche anregende Wechselspiel bildhafter Hypothesen. Goethe zufolge kultiviert er damit jedoch „einen geistreichen und gewandten Skeptizismus“, der alle Wissenschaft zu unterminieren droht.

„[In Lichtenbergs Vorrede] finden wir [...] einen geistreichen und gewandten Skeptizismus. Wir mögen hiebei eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente, gesperrt gedruckt zu werden, daß nämlich auf eine solche Weise [...] alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könne, denn weil nichts was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitierende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, in sofern es in der Erfahrung vor uns steht: so hat auch jeder Versuch, er sei wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begrenzt und unsicher macht. Dieß ist die Ursache, warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß“.³⁵

Die Diskursivität der Wissenschaft und des menschlichen Verstands ist ihr „heimlicher Feind“, insofern sie jeden vermeintlichen Erkenntnisgewinn sogleich hinterfragt und zersetzt. Darum will Goethe über sie hinaus zur anschauenden Urteilskraft fliehen, darum richtet sich Lichtenberg genüsslich in ihr ein.

Goethes Flucht steht jedoch ein Spaß Lichtenbergs im Wege und wird ihm zum Problem. Und so kommen wir mit einem *fünften und letzten Schritt* bei der Wünschelruten-Bemerkung an. Den Boden bereiten zwei aufeinander folgende Eintragungen in „Makariens Archiv“, von denen uns die erste schon bekannt ist:

„Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? [...]

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektrizität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird“ (H 708 und 709).

Zusammen mit den beiden folgenden Bemerkungen komplizieren diese Überlegungen Goethes Erwartung der „höchsten Gestalt“, der höheren Kultur, „deren nur vorzügliche Menschen fähig sind“. Zur Wahrnehmung der Phänomene sollen die geistigen Kräfte einer Makarie oder zumindest das Ohr des geübten Musikers vonnöten sein, andererseits jedoch hieß es bereits, dass der „Mensch an sich selbst“ der genaueste physikalische Apparat sei, und dies nichts weiter verlangt, als dass „er sich seiner gesunden Sinne“ bedient. Diese Spannung verschärft sich zum latenten Problem, als Goethes Aufmerksamkeit von der höchsten Gestalt einer Makarie auf die höchste Erscheinung eines Phänomens übergeht. Es zeigt sich nämlich, dass sich die höchste Erscheinung in Form eines elektrischen Schlags aus der Leydenschen Flasche auch der allgewöhnlichsten Sensibilität mitteilt. Muss der Mensch hoch, auch nur leicht erhöht stehen, dass sich ihm dieses sonst Undarstellbare in ihm darstellt?³⁶

In diese latente Problemstellung tritt nun eine Bemerkung, die Goethe in einem Vorentwurf Makaries Astronomen zuzuschreiben scheint und die Eckermanns Redaktion von „Makariens Archiv“ offenbar Lichtenberg in den Mund legt und deren Quelle bisher offenbar nicht aufgefunden wurde. So oder so ist es eine antagonistische Stimme, die hier in durchaus Lichtenbergscher Manier Goethes Problem offen legt. „Wer weiß etwas von Elektrizität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?“ (H 712).³⁷

Wie oft bei Lichtenberg wird hier eine Frage gestellt und die Antwort vorenthalten. Wissen wir nichts von der Elektrizität, wenn wir mit Gewitter und knisterndem Katzenfell keine Vorstellung davon verbinden? Wissen wir darum schon viel von der Elektrizität, wenn die Interpretation unserer Erfahrung mit Katzen, Blitz und Donner notwendig, geradezu mechanisch aus dem bereits gewonnenen

Verständnis der Phänomene folgt? Und heißt es wenig wissen, wenn wir in der bloßen, noch unreflektierten Erfahrung die kleinen Schläge aus dem Katzenfell mit den großen Schlägen des Blitzes assoziieren? Wenn der Magnet ein Urphänomen ist, das sich dem Betrachter unmittelbar erklärt, was für eine Rolle soll dann eine verfeinerte, hoch kultivierte Sensibilität in der Wahrheitssuche spielen? Und wenn der gesunde Menscheninn die Phänomene gut genug kennen kann, warum musste sich dann die wahre Farbtheorie in einen einzigen Geist zurückziehen, während Newtons falsche Theorie die Oberhand gewann?

Makariens Archiv war eingerichtet worden, um „einzelne, gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen“. Vielästig, also auch vielstimmig als Rede und Gegenrede sollen wir uns dieses Gespräch vorstellen, in dem also auch Widersprüche eingelegt, Späße gemacht, Probleme offen gelegt wurden. Ein Teilnehmer daran war Makaries antagonistischer Astronom, von dem es in einem Entwurf Goethes nicht nur heißt, er habe die Bemerkung über Gewitter und Katze gemacht, sondern auch: „Er schätzt Lichtenbergen sehr hoch, ob er gleich alles ernster nimmt; seiner Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelrute bedienen, wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen“.³⁸ Und so sind wir schließlich bei der Wünschelruten-Bemerkung angekommen. Nicht Goethe sprach sie ursprünglich aus, sondern ein von ihm erfundener Widersacher, der den tatsächlichen Widersacher Lichtenberg hoch schätzt und dessen Bemerkung über das knisternde Katzenfell und den rasselnden Blitz Goethes elitäre Erkenntnisutopie grundsätzlich in Frage stellt.

Zum Dank dafür erhält er ein Kompliment, das keines ist, sondern ihren Abstand klar benennt. Wie leicht sich solch scheinbares Lob in kaum mehr verkappeten Hohn verwandelt, dazu bedarf es nur noch eines Blicks auf Goethes unmittelbar anschließende dritte Bemerkung zu Lichtenberg. Sie kehrt die Problematik der vorigen Bemerkungen um. Es geht hier nicht um ein Wissen, das schon dem gesunden Menscheninn beim Streicheln einer Katze zukommt, sondern um seinen wirklichen Gegensatz, der nämlich keineswegs in Goethes verfeinerter Sinneskultur besteht, sondern in einem arroganten Fachwissen, dem wir blindlings trauen sollen. Und unser blindes Vertrauen ist nicht darum vonnöten, weil hier ein Problem verborgen liegt, sondern weil, wie Goethe andernorts schrieb, „hier ein Problem, man darf sagen, am Tage“ lag. Bei diesem Problem handelte es sich um die Frage, ob sich im großen Abstand zwischen Mars und Jupiter nicht noch weitere Planeten finden ließen. Am Tag lag das Problem, so Goethes Wortspiel, „denn der Tag selbst verbarg dass sich hier mehrere kleine Gestirne um sich selbst bewegten“.³⁹ Laut der dritten Bemerkung in „Makariens Archiv“ habe nun Lichtenberg „in den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter [...] einen heiteren Einfall“ gelegt, indem er die Entdeckung der vier Asteroiden antizipierend fragte „warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben“?⁴⁰ „Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen?“, fragt Goethe nun hinterhältig, wiederum zunächst in der Rolle von Makaries Astronom. Wo nun liegt der Hinterhalt?

Wenn Lichtenberg in Goethes Sinn wahr gesprochen hat, dann muss er von Welten gesprochen haben, die darum unsichtbar sind, weil sie sich der kritischen Wahrnehmung, der öffentlichen Diskussion entziehen, weil wir ihre Existenz „auf Wort und Rechnung glauben müssen“. Darf es aber nach Lichtenberg eine derartige Unsichtbarkeit geben oder ein derart blindes Vertrauen in eine moderne Spielart der Geheimwissenschaft? Und rückt nun Lichtenberg durch seinen angeblich prophetischen Einfall in die Nähe Makaries, die den Astronomen durch ihre innere Weltanschauung in der Entdeckung der Asteroiden zuvorgekommen sei? Kurz, indem Goethe Lichtenberg hier vereinnahmend Recht gibt, gibt er ihm in allen ihren Differenzen Unrecht. Indem er Lichtenberg auf diese Weise wahr sprechen lässt, versucht er zurückzugeben, was er selbst gerade von ihm empfangen hat – einen Spaß, der ein höchst unwillkommenes Problem verbirgt.

Literatur

- Biedermann, Woldemar Freiherr von (1889): *Goethes Gespräche*. Leipzig: Biedermann, 8 Bde.
- Ebstein, Erich (1912): *Lichtenberg und Goethe über die Theorie der Farben (Mit einem vergessenen Aufsatz Lichtenbergs)*. In: *Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik*. Bd. 3. Leipzig: Vogel, 71-78.
- Flitner, Wilhelm (1942): *Aus Makariens Archiv: Ein Beispiel Goethescher Spruchkomposition*. In: *Goethe-Kalender auf das Jahr 1943*. Bd. 36, 116-174.
- Fricke, Harald (Hrsg.) (1993): *Sprüche in Prosa in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke: I. Abteilung*. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. 13.
- Goethe, Johann Wolfgang (1907): *Maximen und Reflektionen*. Hrsg. v. Max Hecker. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.
- Goethe, Johann Wolfgang (1987): *Schriften zur Morphologie*. Hrsg. v. Dorothea Kuhn. In: *Sämtliche Werke: I. Abteilung*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. 24.
- Goethe, Johann Wolfgang (1989a): *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*. Hrsg. v. Wolf von Engelhardt u. Manfred Wenzel. In: *Sämtliche Werke: I. Abteilung*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. 25.
- Goethe, Johann Wolfgang (1989b): *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Hrsg. v. Gerhard Neumann und Hans-Georg Dewitz. In: *Sämtliche Werke: I. Abteilung*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. 10.
- Goethe, Johann Wolfgang (1991): *Zur Farbenlehre*. Hrsg. v. Manfred Wenzel. In: *Sämtliche Werke: I. Abteilung*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. 23/1.
- Goethe, Johann Wolfgang (1994): *Die Wahlverwandtschaften*. Hrsg. v. Waltraud Wietölter. In: *Sämtliche Werke: I. Abteilung*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, Bd. 8.
- Lang, Heinwig (1983): „Goethe, Lichtenberg und die Farbenlehre“. In: *Photorin*, Nr. 6, 12-31.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1794): *Vorrede zur sechsten Auflage von Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre*. Göttingen: Dieterich.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1969/71): *Sudelbücher*. Hrsg. v. Wolfgang Promies. München: Hanser, 2 Bde.
- Neumann, Gerhard (1976): *Ideenparadiese: Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe*. München: Wilhelm Fink.

- Nordmann, Alfred (1986): „Ernsthafter Zweifel und gründliche Skepsis: Lichtenbergs Konjunktive, Wahrheit und Wissenschaft“. In: *Photorin*, Nr. 10, 47-56.
- Nordmann, Alfred (1988): „... denke immer du bist ein Mitglied des Rates‘: Lichtenbergs Imperativ und die französische Revolution in der Chemie“. In: Jörg Zimmermann (Hrsg.): *Lichtenberg: Streifzüge der Phantasie*. Hamburg: Dölling und Galitz, 115-128.
- Rehbock, Theda (1995): *Goethe und die ‚Rettung der Phänomene‘*. Konstanz: Verlag am Hockgraben.
- Rowe, Mark W. (1991): *Goethe and Wittgenstein*. In: *Philosophy*, Bd. 66, 283-304.
- Schöne, Albrecht (1982): *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik: Lichtenbergsche Konjunktive*. München: Beck.
- Spicker, Friedemann (1997): *Der Aphorismus: Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912*. Berlin: de Gruyter.
- Stern, J. P. (1959): *Lichtenberg: A Doctrine of Scattered Occasions*. Bloomington: Indiana University Press.
- Willems, Gottfried (1994): „Dass ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe“: *Goethes Jenaer Begegnung mit Schiller im Juli 1794 und sein aufklärerischer Naturbegriff*. Erlangen; Jena: Palm und Enke.
- Wright, Georg Henrik von (1942): *Georg Christoph Lichtenberg als Philosoph*. In: *Theoria*, Bd. 8, 201-217.

- 1 Alle Bemerkungen *Aus Makariens Archiv* werden nach der von Max Hecker eingeführten Nummerierung zitiert, vgl. seine Ausgabe der *Maximen und Reflektionen* (Goethe 1907). Siehe bspw. Neumann 1976, 616 ff., für eine Auslegung von Goethes Bemerkung als Zeichen seiner Nähe zu Lichtenberg.
- 2 Als „trefflichen Naturforscher“ bezeichnet Wilhelm den Astronomen in einer Skizze zu *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (Goethe 1989b, 846).
- 3 Siehe Ebstein 1912 und Lang 1983.
- 4 „Man muß mit Ideen *experimentieren*“ (K 308). Goethes *Werther* diente wiederholt als Zielscheibe von Lichtenbergs vernichtendem Spott: „Die schönste Stelle im Werther ist die, wo er den Hasenfuß erschießt“ (F 516). Dabei ging es Lichtenberg v. a. darum, dass es der den Sinnen, der Empfindung und Empfindsamkeit angeblich gewidmeten Novelle gerade an Genauigkeit der sensiblen Beobachtung mangelt (F 500).
- 5 Vergleiche Rowe 1991, 299; Neumann 1976, 646 f., 825.
- 6 Es wird allgemein davon ausgegangen, dass mit dem heiteren Naturforscher Lichtenberg gemeint ist. Der Zusammenhang in „Makariens Archiv“ legt dies nahe wie auch der gut getroffene Lichtenbergsche Ton der Bemerkung. Siehe aber Anm. 37 u. 40 unten wie auch den ursprünglichen Zusammenhang in Goethes Vorentwürfen, in denen sich der „heitere Naturforscher“ auf den Astronomen bezieht (wobei vom Astronomen dann sogleich gesagt wird, dass er Lichtenberg sehr hoch schätzt), siehe Goethe 1989b, 846 f. und 1264.
- 7 Der die Bemerkungen zu Lichtenberg erstmals enthaltende Vorentwurf bezieht sie stärker auf den zweideutigen Begriff des Problems. Es wird als „unschaubar“ bezeichnet: „das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht“ (siehe BSW 177/H 417). Dass das Problem somit eine Art abstrakte Verdinglichung darstellt, die sich dem lebendigen Vollzug des Denkens entgegenstellt, wird durch eine weitere Bemerkung verdeutlicht: „Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, dass er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gern ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist“ (siehe BSW 152/H 545). Diese beiden, die Lichtenberg-Bemerkungen ursprünglich umrahmenden Ge-

danken zum Begriff des Problems legen nahe, dass wir das Problem als Gegenstück, vielleicht Anlass zur gleichsam negativ besetzten „Hypothese“ sehen sollten. Problem-bewusst bewege ich mich „innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums“ (BSW 138/H 20). Andererseits empfehlen die „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“ (dorthin kamen die problemorientierten Bemerkungen des Vorentwurfs) auch, wir sollten „die Probleme zu ehren“ wissen (BSW 137/H 412). Dies könnte bspw. heißen, dass wir sie als das auffassen, was flüchtig „zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liegt“ und von der Wahrheit aufgelöst wird (BSW 177/H 417). Siehe Goethe 1989, 846 f., und 578 f., 584.

- 8 An dieser losen Anordnung von Bemerkungen war wohl auch Eckermann beteiligt (er habe sie zwischen Dezember 1828 und März 1829 aus ungeordneten Paketen von Notizen zusammengestellt). Andererseits tauchen schon in einem ursprünglich als Brief von Wilhelm an Natalie gedachten Vorentwurf zur Gestalt des Astronomen die drei Bemerkungen zu Lichtenberg im engen Zusammenhalt auf. Sie wurden später als Block in den neuen Zusammenhang von *Makariens Archiv* gerückt. So viel lässt sich also sagen: Die Bemerkungen zu Lichtenberg entstanden im Zusammenhang von *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. Der Vorentwurf wurde nach thematischen Gesichtspunkten, also planvoll, redigiert und auf zwei Aphorismensammlungen aufgeteilt (der Themenkomplex „Problem“ wurde den *Betrachtungen im Sinne der Wanderer* zugeordnet, die drei Bemerkungen zu Lichtenberg fanden ihren neuen Ort in *Makariens Archiv*). Siehe Goethe 1989b, 996 f., 845-848.
- 9 Diese Anleitung erscheint gegen Ende des ersten Bands der zweiten Fassung von 1829 (Goethe 1989b, 387 f.; I/10). Ursprünglich war geplant, dass die beiden Aphorismensammlungen zwischen dem ersten und zweiten und zwischen dem zweiten und dritten Band platziert werden. Aus drucktechnischen Gründen landeten sie aber hinter dem zweiten und dritten Band, wodurch die Anleitung zum Lesen nun wesentlich verfrüht erscheint (Goethe 1989b, 996).
- 10 *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und andere verschiedentlich edierte Werke Goethes werden nicht nur nach der hier benützten Ausgabe zitiert, sondern auch per Angabe des jeweiligen Buchs und Kapitels, hier also Buch 3, Kapitel 14.
- 11 Auch Lichtenbergs heiterem Einfall wird die Antizipation dieser Asteroiden zugeschrieben, wenn auch nur als bloße Möglichkeit, während Makarie sie ausdrücklich vorhergesagt habe (Goethe 1989b, 761 und 736; III/15).
- 12 Im elften Kapitel des zweiten Buchs der *Wahlverwandtschaften* begegnen wir in Otilie einer Person, die wie eine wandelnde Wünschelrute die Metalle und Mineralien der Erde spürt und deren ganze Wesensart von der Geologie des Ortes affiziert ist, an dem sie sich gerade befindet (Goethe 1994, 479-482, II/11). Otiliens untergründige Sensibilität ergänzt somit Makaries kosmische. Auf eine Person wie Otilie wird auch in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* angespielt (Goethe 1989b, 728 und 737; III/14 und 15).
- 13 Vgl. Flitner 1942, 129.
- 14 *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt* (Goethe 1989a, 26-36).
- 15 Ein weiteres Beispiel bietet etwa eine Abfolge von Bemerkungen, die mit H 654 und 656 beginnt, mit H 663 und 664 endet und in deren Mittelpunkt H 657 das „Erkenne dich selbst“ als Vermittler zwischen Geometrie und Natur steht (2.37.2 bis 12, insbesondere 2.37.5 in *Sprüche und Prosa*, 38/39 bis 47/48, insbesondere 41 in *Makariens Archiv*). In der Tat hat Harald Fricke in seiner Ausgabe der *Sprüche und Prosa* Goethes die Bemerkungen aus *Makariens Archiv* in entsprechende „Thesengruppen“ aufgeteilt.
- 16 Während es sich hier um Goethes Übersetzungen und Aneignungen hippokratischer Aphorismen handelt (Flitner 1942, 139-145), finden sich die gleichen Gedanken auch

in seinen ganz eigenen Bemerkungen: „Was uns so sehr irre macht wenn wir die Idee in der Erscheinung anerkennen sollen ist daß sie so oft den gewöhnlichen Sinnen widerspricht. Das Copernicanische System beruht auf einer Idee die schwer zu fassen war und noch täglich unsern Sinnen widerspricht. Wir sagen nur nach was wir nicht erkennen noch begreifen. Die Metamorphose der Pflanzen widerspricht gleichfalls unsern Sinnen. Daß es dem Menschen selten gegeben ist in dem einzeln Falle das Gesetz zu erkennen. Und doch wenn er es nur in Tausenden erkennt muß er es ja wieder in jedem einzelnen finden. Die großen Umwege erspart sich der Geist“ (H 1138 and 1374; vergleiche Fricke 1993, 257. 823).

- 17 Ernst Mach hat diese Bemerkung in seiner *Analyse der Empfindungen* philosophisch popularisiert. „The effect of Lichtenberg-admirer Ernst Mach on aphoristic writing in Austria, especially on his student Hofmannsthal, his temporary friend Schnitzler, on Musil [who wrote his dissertation on Mach] and Wittgenstein ought to be elucidated more clearly“ (Spicker 1997, p. 315).
- 18 Siehe auch C 194 und B 321, vgl. Nordmann 1986 und 1988.
- 19 Goethe 1989b, 727 f. (III, 14).
- 20 Goethe 1989b, 727 (III, 14).
- 21 In den Kapiteln I, 10, und III, 14.
- 22 Rehbock 1995, 138 ff.
- 23 Vgl. Bemerkung 848 der *Farbenlehre* über die „sinnliche und sittliche“ (ästhetische) Wirkung der Farben, Goethe 1988, 288.
- 24 Goethe 1989b, 382 f. (I, 10).
- 25 Goethe 1989b, 384 (I, 10).
- 26 Wilhelm Meisters unmittelbare Anschauung des Himmels führt ihn auf die Frage „wie verhältst du dich zu Tag und Stunde? – Und so kann ich denn dießmal antworten: [...] der Weg ist bezeichnet“ (I, 10).
- 27 Harald Fricke vermutet daher, dass Goethe Lichtenberg zitiert hat, siehe Fricke 1993, 733.
- 28 Es ist in der Handschrift in Wahrheit die zweite, vgl. *Lichtenberg-Jahrbuch* 1998, 293 ff. (die erste: A 142).
- 29 Goethe 1889, Bd. 2, 26
- 30 Aus dem in Frickes Kommentar (1993, 727) zitierten Brief Goethes an Zelter vom 31. 3. 1881. Die ganze Thesengruppe Goethes zur „instrumentellen Erkenntnis“ stammt aus dem Zusammenhang von Goethes Korrespondenz mit Zelter.
- 31 Goethe 1988, 31 f. – Theda Rehbock schlägt vor, dass Goethe mit Kant über Kant hinaus gegangen sei (1997, 353-369). Zwar habe er Kants Dualismen abgelehnt, er treibe damit jedoch Kants Kritizismus voran, indem er ihn einer Art Metakritik unterziehe. Diese Lesart mag auch auf diese Äußerung Goethes anwendbar sein. Andererseits liegt der Verdacht nahe, dass die Pointe der Kantschen Unterscheidung zwischen den Sphären der Erkenntnis und der Freiheit schlichtweg unverstanden geblieben ist, wo Goethe mit Kant von der einen Sphäre zur anderen überleiten will: „wenn wir ja im Sittlichen [...] uns in eine obere Region erheben [...] so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein“ (siehe Rehbock 1997, 241).
- 32 Hier kann nicht ausgeführt werden, warum der Begriff des „Bilds“ innerhalb von Goethes Morphologie eine positivere Wertung erfährt.
- 33 Siehe Bemerkung 584 der *Farbenlehre* (Goethe 1991, 195) und den Abschnitt über Eduard Hussey Delaval in den *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre* (Goethe 1991, 195 und 948 f.).
- 34 In Ebstein 1912, 75.
- 35 Goethe 1991, 948.

- 36 Anfänglich ließen sich nur relativ kleine, jedoch durchaus bereits spürbare elektrische Ladungen erzeugen, bspw. durch Reiben eines Glasstabes mit einem Katzenfell. Lichtenberg und Goethe jedoch lebten im Zeitalter der Elektrisiermaschinen, Leydenschen Flaschen und Voltaschen Batterien, deren recht kräftige Entladungen auch der allergewöhnlichsten Sensibilität einen derb „erhöhten“ Schlag versetzen konnten. Bezüglich der Spannung von gewöhnlicher und reiner Wahrnehmung siehe auch Neumann 1976, 646 f.
- 37 Laut Harald Fricke stimmen alle Interpreten darin überein, dass Lichtenberg dieser „heitere Naturforscher“ ist, obwohl bislang niemand die Quelle der ihm zugeschriebenen Bemerkungen über Katze und unsichtbare Welten (siehe H 714) auffinden konnte: „Die Suche bleibt also fortzusetzen“ (Fricke 1993, p. 730).
- 38 Goethe 1989b, 847.
- 39 Fricke 1993, 732 f. zitiert dies aus Goethes *Versuch einer Witterungslehre*.
- 40 Bezüglich der Frage, ob es hierzu eine Quelle bei Lichtenberg gibt, siehe wiederum Fricke 1993, 730 und 733; vgl. C 303.